

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 55 (1951-1952)
Heft: 17

Artikel: Gleichnis
Autor: Zinniker, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669055>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

der Dichter selber. Allerdings heisst er nicht „Werner ...“, denn es ist niemand anders, als mein jetziger Mann. Begreift ihr nun, warum ich heute noch nur Gedichte lese?»

Mathilde schwieg, und auch die beiden Freundinnen fanden vorerst vor Ueberraschung keine Worte. Dann brachen sie fröhlich aus: «Du bist ein Glückskind, Mathilde; jetzt verstehen wir deine Vorliebe für Gedichte.» Und Rosa fügte bei: «Ich glaube, wenn ich noch ledig wäre, würde ich mich auch auf das Lesen von Gedichten verlegen.» Mathilde lächelte: «Seid doch zufrieden, dass ihr auch ohne Gedichte zu einem Mann gekommen seid.» Und die beiden Freundinnen stimmten lachend zu, und alle drei liessen sich weiter den aromatischen Mokka wohl schmecken.

Josef Wiss-Stäheli

Gleichnis

Von Otto Zinniker

Martin Schoch, Staatsbeamter mit Pensionsberechtigung, lebte von jeher mehr in einer gehobenen Traumwelt als in der gemeinen Wirklichkeit. Tagsüber versah er mit peinlicher Gewissenhaftigkeit seinen Dienst als Adjunkt der kantonalen Bauverwaltung, abends aber lag er in seiner Wohnung ebenso fleissig dem Studium aller schönen Dinge ob. Er versenkte sich in die Geschichte der Völker und ihrer Kulturen, holte sich Aufschlüsse bei den Philosophen, hielt sich die alten Sprachen lebendig, suchte Trost in der Dichtung und hörte zur Krönung des Tages gerne eine Sonate von Mozart, Beethoven oder Haydn an, die er sich auf dem Grammophon vorspielen liess. Seine Wohnung umfasste nur zwei Räume, eine Schlafstube und ein hückerumstelltes Arbeitszimmer, die ihm eine verlässliche Stundenfrau in Ordnung hielt. Martin Schoch war Junggeselle.

Die Beschaffenheit seines Charakters brachte es mit sich, dass er von seinen Amtskollegen ein wenig belächelt und über die Schulter schief angesehen wurde. Sein übermässiges Verlangen nach Alleingängerei, sein Fernbleiben von jeder Stammesgesellschaft, seine Verachtung des oberflächlichen Menschen, dieser Fabrikware der Natur, und seine ängstliche Sorge um eine würdige Verwendung seiner Freizeit trugen ihm mehr versteckte Gegnerschaft als Zuneigung ein. Aber alle diese Züge verschwanden wie leichte Sommerwolken vor der strahlenden Sonne seiner Herzens-

güte. Er übte Mildtätigkeit in einem für seine Verhältnisse ungewöhnlichen Grade und war sorgfältig darauf bedacht, dass kein Laut davon an die Öffentlichkeit drang. Keine Gelegenheit zur Linderung fremder Not liess er vorübergehen; ja er scheute selbst grössere Opfer nicht, wenn es einem armen Teufel zu helfen galt. Unter seiner wortkargen Aussenseite verbarg sich ein edles, wohlwollendes Wesen. Obwohl es ihm an Bekanntschaften mit dem andern Geschlecht nie gefehlt hatte, alterte er doch unbeweibt in den Sommer seines Daseins hinein. Er betrieb das Junggesellentum nicht etwa aus Eigenbrötelei und Verschrobenheit; er hoffte im Gegenteil immer noch darauf, dass einmal diejenige kommen werde, die in ihm nicht den Mann mit gesicherter Existenz, sondern den inwendigen Menschen suchen würde. Ja, er wartete. Er wartete mit Geduld und Ruhe und liess es sich keineswegs verdriessen, wenn er deswegen als Zielscheibe freundschaftlicher Hänseleien dienen musste. Einem Spötter erteilte er einmal die vielsagende Antwort: «Die Einsamkeit ist meine Geliebte. Die betrügt mich nicht.»

Kurz nach seinem Eintritt ins fünfte Lebensjahrzehnt begegnete ihm ein Wunder. Es geschah in den Tagen zwischen Weihnachten und Neujahr. Draussen lag tiefer, feiner Schnee, wie ihn die grossen und kleinen Kinder nicht besser wünschen konnten. Dächer, Zäune und die still ausgebreiteten Aeste der Bäume trugen andächtig die weiche, flimmernde Last. Feierliches Schweigen ging durch die Welt, und ein harter Frost griff tief in die Erde, wo alle Wurzelfasern schliefen. Eines Morgens entdeckte Martin Schoch am Fenster seiner Arbeitsstube ein Farbenspiel von warmer Pracht, das sich vom reglosen Weiss der Aussenwelt lebendig abhob. Es war ein Schmetterling mit ausgebreiteten Schwingen, der während der Nacht aus der Puppe geschlüpft sein musste und jetzt am Tüllvorhang lichtsuchend zur Höhe strebte: Eine Laune der Natur, ein verfrühter oder verspäteter Gruss des Sommers.

Der Staatsangestellte, der eben seine Wohnung verlassen wollte, betrachtete den zarten Bau, die hauchzarte Zeichnung der Flügel, die spinnwebdünnen Beine und Fühler der verirrtten Kreatur mit verzückten Augen. Er stellte sich vor, wie die unansehnliche Raupe in die Stube gekrochen und in einem Blumentopf Unterschlupf gefunden haben mochte. Und ebenso malte er sich aus, wie sich die Raupe verpuppte und sich unter der schützenden Hülle langsam in jenes Wesen verwandelte,

das jetzt, aus dem Gehäuse gebrochen, hilflos am Gewebe des Vorhangs haftete. Der holdselige Sommertraum, der die Winterstarre Lügen strafen wollte, erschien ihm als ein Kleinod der Schöpfung, das durch den Zauberstab einer gütigen Fee zum Leben erweckt worden war. Denn welche Farbenmusik rauschte ihm aus diesem Dasein entgegen: Auf den gleichgestimmten Paletten der beiden Flügel leuchteten in abgewogener Stufung alle Töne und Uebergänge von dunkelroter Glut und sattem Gold, von Braun und Violett und Grau. Und aus der bunten Mischung strahlte da und dort ein Endchen fürstliches Blau, wie aus dem Himmelszelt herausgeschnitten. Die Klasse des Totenkopfes aber erkannte er daran, dass die vordere Körperhälfte das deutliche Gebilde eines kahlen Schädels mit schwarzen Augenhöhlen und heraustretenden Backenknochen aufwies und damit in die lebendige Pracht einen Schatten des Vergänglichlichen trug.

Schochs erste Regung bestand darin, das Fenster zu öffnen und dem zeitlosen Elf Freiheit und Sonne zu schenken. Aber die Ueberlegung, dass er in der herben Winterluft im Nu zu einem Klümpchen Eis erstarren müsste, hielt ihn von diesem Vorhaben zurück. Mein Gott, sann er, was ist das für eine sonderbare Welt, die es fertig bringt, im nämlichen Augenblick so verlockend schön und so grausam zu sein. Und sein Helferherz betrübtete sich darüber, dass es dem Schmetterling verwehrt wurde, neckisch durch den lauen Vorsommer zu schaukeln und von Blume zu Blume zu gaukeln. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als den wunderlichen Gast in der Stubenwärme seinem Schicksal zu überlassen.

Dann ging Martin Schoch auf sein Amt. Im Laufe des Vormittags kratzte er sich mehrmals in den Haaren, und seine Amtskollegen lasen es ihm an den Augen ab, dass ihn etwas beschäftigte. Ja, er dachte an den Totenkopf. Wie einfältig, wie unverzeihlich, sagte er sich, dass ich der Stundenfrau keine Notiz auf die Türschwelle gelegt habe. Sicherlich wird sie den Schmetterling beim Aufräumen stumpfsinnig ins Freie werfen, wie sie ja alles vernichtet, was sie an Lebendigem in den Winkeln findet, das feinste Spinnweb nicht ausgenommen. Gegen alle Gewohnheit fuhr er beim Mittagläuten zuerst nach Hause, bevor er sich zum Essen im «Blauen Kreuz» verfügte. Gottlob, der Zauberbursche lebte noch. Er hatte seine Schwingen noch königlicher ausgespannt und war in der Zwischenzeit an einem Wulst des Vorhangs um einige Zoll höher geklettert.

Bis in die ersten Tage des neuen Jahres hinein beanspruchte der Schmetterling von der Familie des Totenkopfes das Gastrecht in der Wohnung des Staatsbeamten. Es musste ihm darin sehr gut gefallen, denn er hing immer an derselben Stelle, lebte ganz leise, schaute in die Winterherrlichkeit hinaus und schien über etwas nachzudenken. Aber nach und nach hauchte er sein Dasein aus, ohne je eine Blüte geküsst zu haben; seine Farben verloren ihren Schmelz, und eines Abends lag er, seines Namens würdig, mit verschrumpften Schwingen leblos auf dem Fenstersims.

Martin Schoch hatte das langsame Vergehen mitleidend beobachtet und dabei das Flüchtige alles Irdischen empfunden. Es war ihm, als würde ihm mit dem kleinen Schmetterling ein Stück seines eigenen Lebens genommen. Seltsam davon berührt und betroffen, nahm er in jenen Tagen den eingeschlafenen Briefwechsel mit einer Frau wieder auf, die ihm einst ihre Zuneigung hatte durchblicken lassen. Es war eine Tochter aus bürgerlichem Hause, die ihm anlässlich einer Hochzeit vorgestellt worden war und seither jedesmal vor sein inneres Auge trat, wenn er sich in seiner Stille nach ein wenig Anlehnung und Wärme sehnte.

Ohne sich klare Rechenschaft darüber zu geben, was er im letzten Grunde damit beabsichtigte, schrieb er ihr also wieder einen seiner feingestochebenen Briefe, worin er sich vielleicht bloss zur Ausspannung zwischen der ernstesten Lektüre zweier Bücher mit spielerischen Floskeln nach ihrem Befinden und Ergehen erkundigte. Dies bedeutete für die auflüpfige Jungfer das erwünschte Zeichen, ihm ausführlich ihre gegenwärtigen Verhältnisse anzuvertrauen. Und er, der seit Jahren insgeheim das suchte, was die Menschen das vollkommene Glück auf Erden heissen, gewährte, dass in einer Ecke seines Innern unversehens ein Funke entzündet wurde. Da er das Feuer mit sämtlichen philosophischen Aufschlüssen bei Platon, Kant und Schopenhauer nicht zu ersticken vermochte, vereinbarte er mit der Brandstifterin auf den Frühling hin ein Stelldichein, auf dem sie sich gehörig zu verantworten haben würde. Um unliebsamen Klatschereien vorzubeugen, brachte er als Treffpunkt ein halbwegs zwischen ihren beiden Wohnorten gelegenes Städtchen mit Burghügel und mittelalterlichem Mauerring in Vorschlag.

Martin Schoch, der sonst so gelassene, selbstsichere Staatsbeamte, schaute dem Tag der Zusammenkunft mit ungewöhnlicher Erregung entgegen. Denn in einer herben männlichen Umwelt

aufgewachsen, verhielt er sich Frauen gegenüber scheu und ungelenk. Eine im Sande verlaufene Jugendliebe nährte diese Unbeholfenheit nachhaltend, und im übrigen nahmen ihn seine Amtspflichten und Liebhabereien derart in Anspruch, dass er trotz seiner vierzig Jahre mit einem Frauenlächeln wenig anzufangen wusste.

Das Herz pochte ihm vernehmlich, als er sich im Wartesaal zweiter Klasse des romantischen Nestes vor seiner sehr schlanken, hübschen Blondine von damals verneigte und ihr die Hand zum Grusse reichte. Sie brauchten sich nicht vorzustellen, denn das war, wie gesagt, schon vor längerer Zeit geschehen. Sie bestätigten einander nur mit einem raschen Blick, dass ihnen die seither verflossenen Jahre keinen Abbruch getan hatten. Schochs Befangenheit schwand im Umsehen dahin; denn Anna Jost plauderte gleich so munter und unbekümmert daher, als ob sie beide längst eines Sinnes und eines Herzens wären.

Sie durchstreiften die Gassen und Gässchen des Städtchens und hielten sich dabei leicht untergefasst. Als Schoch vor einer Buchhandlung stehenbleiben und nach Neuerscheinungen suchen wollte, zog ihn seine Begleiterin sanft weiter. Später wanderten sie dem Fluss entlang. In frohmütiger Weise berichtete Anna Jost aus ihrem Leben. Sie versah die Stelle einer Verkäuferin in einem Weisswaren geschäft und war nach allem, was sie erzählte, eine Person von zugriffiger Energie und Tüchtigkeit und vielleicht noch mehr dazu. Sogar Humor schien sie zu besitzen. Humor, der sonst bei Frauen sehr selten ist. Martin Schoch befand sich in hoher Fahrt. Auch er berichtete aus seinem Leben, von seinem Beruf, von Reisen, von seinem Umgang mit den Werken der Denker und Dichter. Und Anna hörte ihm streckenweise aufmerksam zu.

Auf Umwegen kehrten sie ins Städtchen zurück. Und bald war eine Konditorei gefunden, die aus England zwar nicht den Tee, wohl aber die artige Aufschrift «Tea-Room» eingeführt hatte. Die Teestube lag im Hintergrund des Etablissements und sah mit ihren grünen Plüschsesseln recht einladend aus. Mit träumerischem Behagen schaute Martin zu, wie Annas geschickte Hände die zierlichen Tassen füllten und Gebäck auf die Teller schaufelten. Noch nie hatten ihm Süßigkeiten so herrlich gemundet wie heute, obwohl er den Augenblick nahen fühlte, da auf seiner Seite eine Er-

klärung fällig wurde. Aus irgendwelchen Gründen bangte ihm ein wenig vor diesem Augenblick. Und es kam ihm seltsam vor, neben einer Frau zu sitzen, die offensichtlich auf eine solche Erklärung wartete.

Da drehte ein dienstbarer Geist den Radio auf, und zur Teestunde hob für die beiden Gäste eine Schlagerweise zu säuseln an. Schoch, der diese Sorte Musik sonst nicht ausstehen mochte, lauschte diesmal hingegen dem Chanson: «Liebling, mein Herz lässt dich grüssen» und hegte nur den einen Wunsch, der Singsang möchte kein Ende nehmen. Das Glück erwies ihm den Gefallen, dass es plötzlich Zeit wurde, an Abschied und Heimkehr zu denken.

Unterwegs zum Bahnhof schien Anna Jost eine Frage auf den Lippen zu haben. Aber erst in letzter Minute fasste sie den Mut, sich an ihren Begleiter zu wenden:

«Sagen Sie einmal, Herr Schoch, ist es wahr, dass Sie Ihr Einkommen für wohltätige Zwecke und Bücher ausgeben?»

Martin, der in ihrem Blick etwas Verweisendes, Verächtliches aufflackern sah, schnappte nach Luft wie ein Fisch auf dem Trockenen. Aber sein Zug, der eben einfuhr, entthob ihn einer Antwort und der fällig gewordenen Erklärung.

«Ich werde Ihnen schreiben», rief er ihr zum Fenster hinaus zu.

Aber der betreffende Brief wurde nie geschrieben, obwohl es sonst nicht seine Art war, über gegebene Versprechen hinweg zur Tagesordnung zu schreiten. Sein Herz hatte Feuer gefangen, aber dieses Feuer brannte nieder und verglomm zu Asche. Und mit der Zeit fiel seine Liebesanwandlung, die er mit dem kurzen Gaukelspiel seines Schmetterlings verglich, in völliges Vergessen.

Er lebte wieder ganz seiner Arbeit, seinen Büchern und seiner abendlichen Kammermusik. Der zur Unzeit aus der Puppe geschlüpfte Totenkopf hatte ihn zu einem Ausflug in Gefilde verführt, wo er die ihm gemässe Blume zu finden hoffte. Aber es erging ihm dabei wie dem Elf, dessen Sehnsucht nach Anlehnung und duftenden Sommerwiesen sich in einer kahlen Junggesellenstube unerfüllt verströmen musste. Manchmal fühlte er sich zwar versucht, aus diesem Gleichnis einen leisen Trost zu schöpfen; aber seine Liebe zur Kreatur versagte ihm auch dies.